Erhard Schütz

**Laudatio auf Jan Koneffke anläßlich der Verleihung des Usedomer Literaturpreises am 24. März 2013**

„Bukarest, Stadt der Basare und Tanzschuppen, der Webereien und Tabakfabriken, Konfektionsmagazine und Glasdachpassagen, der Kioske, Blumenfrauen, Boxkampfarenen und Bierkneipen, Hammeltreiber und Bettler, Hausierer und Diebe, der Ziegeleien und Wurstproduzenten, des Findlingsasyls und des Pferdemarkts. Stadt der Tankstellen, Esel und Ochsenfuhrwerke, der pechrabenschwarzen Zigeunerinnen im Glockenrock, Werbetafeln und Leuchtreklamen, Busse und Trambahnen, die von den Zentralhallen zum Stadion bummelten und vom Hippodrom an den Friedhof. Bukarest, quirlig und quecksilbrig, fiebrig und lumpig, verkommen und rein. Stadt der verkrusteten Zehen und Schuhriemchen, der Hermelinpelze und filzigen Schafsfelle, der Seidenstrumpfpaare und klobigen Wollsocken, der Gardistenstudenten, Armenier, Juden, Hofschranzen und Dienstboten. Stadt der sauber rasierten Bankiers und Gendarmen, Stadt der Popen mit Rauschebart und schwarzem Rock, Stadt des scharfen Nordosts, der mit Messern ins Fleisch schnitt, der Schmetterlingsluft im April und der wogenden, glimmenden, rauchigen Sommer. Bukarest roch nach Pflaumenschnaps, Weihrauch und Kerzenwachs, Mandelmilch, Hundekadavern und Eisen, Auberginen auf dem Feuer, nach Puffmais, Rasierwasser, Veilchen und Kernseife, Flieder, Glyzinien und uraltem Staub. Stadt der in Efeu ertrinkenden Hausmauern, byzantinischen Kuppeln und des Telefonpalasts, der mit seiner Spitze im Nebel versank.

In dieser Stadt war ich ein Nichts - eine kriechende Schabe, ein fremdes Insekt, eine Ameise, die sich verirrt hatte. Ich krabbelte, wimmelte, keuchte und rannte mit, um meinem Schicksal ein Schnippchen zu schlagen.“

Wie entkommt man solch einem Schicksal? Indem man aufzählt, ein erster Schritt zum Erzählen. Doch in der Situation ist Felix längst ein begnadeter Erzähler, der die Last und Lust der Vielfalt gleichermaßen kennt wie die Einsamkeit und Nichtigkeit. Er ist ein veritabler Erzähler. Denn auch wenn Walter Benjamin seinerzeit dekretierte, daß es mit der Kunst zu erzählen zu Ende sei, weil niemand mehr Rat wisse, erzählen aber heißt, Rat zu wissen, hier haben wir einen wahrhaften Erzähler. Denn er weiß, daß als Rat derer, die keinen Rat wissen, das Erzählen bleibt. Wie Benjamins Zeitgenosse Bernard von Brentano, ein Darmstädter, wußte: „Sagen lassen sich die Leute nichts, aber erzählen alles.“

Nur, wer erzählt hier? Wovon und wozu? Nun, sagt nüchtern der Verstand, Jan Koneffke erzählt den Erzähler Felix Kannmacher. Aber, fragen begeistert Wunsch und Traum, läßt Jan Koneffke sich nicht vielmehr von Felix Kannmacher erzählen? Es wäre ja nicht das erste Mal, daß sie Recht behielten. Das aristotelische „Sprich, damit ich dich sehe“, macht im Erzählen beide sichtbar, Autor und Figur. Und was für eine Figur! Einer mit den sieben Leben der Katze. Mitgenommen, angekommen, ausgesetzt, niedergeworfen, auf die Füße gefallen, streunend und überlebend. Doch hat er eine Vorgeschichte. In der ist er nicht allein, sondern unter anderen, in der Familie und in der schon ziemlich weiten Welt. Am Ende aber geht er verschollen. Während die anderen wieder ansässig werden. Gemeint ist *Eine nie vergessene Geschichte*. Jan Koneffkes großartiger Roman von 2008, dem Oliver Jungen in der FAZ ebenso enthusiastisch wie zutreffend bescheinigte: „Das ist große, größte Erzählkunst.“. Jan Koneffke erzählt da die Geschichte der Familie Kannmacher, in ihr eingewoben und aufgehoben die der eigenen Familie. Koneffke bedeutet im Polnischen Kannegießer. So wie Kannmacher eine Variante des Namens, ist die erzählte Geschichte eine Übersetzung und Verschiebung derjenigen der eigenen Familie. Der Erzähler erzählt gewissermaßen von Darmstadt aus, wo Jan Koneffke 1960 geboren wurde, erzählt zurück, von vorn, von den Großeltern her, von ihrem Ort, vom pommerschen Rügenwalde, Darwowo im heutigen Polen und – nicht ohne Ironie, da ein Ort der Strafversetzung, im Roman Freiwalde geheißen. Jan Koneffke läßt so in einem großen historischen Bogen von 1898 bis 1968 eine ganze Welt, ihre Menschen und Landschaft wiedererstehen. Es beginnt 1968, die Großeltern sind bei einem Autounfall umgekommen, der seine eigene Fallhöhe hat: Im Goggomobil von einem Mercedes überfahren. Von hier aus erzählt der Enkel ihre Geschichte, die auch zur seinen wird. Eine, möchte man sagen, bipolar gestörte Familie, der unbeirrbar seinem Kant folgende Vater hier, die unter der Last der Verbannung und des Kindsverlusts in eine Wunsch- und Wahnwelt abdriftende Mutter da, die Enge des Ortes und die Grenzenlosigkeit der Musik. Aber zugleich wird die Musik zum Stigma, während Aberglauben und Weissagung der Enge einen unheimlich weiten Horizont eröffnen. Vier Söhne, deren einer jung ertrinkt, der andere im Krieg stirbt, der dritte dann doch noch wunderbar aus dem Krieg wiederkehrt, und Felix. Während Bruder Ludwig Emilie zur Frau nimmt, die zarte und zärtliche Herzensschwester von Felix, hält der sich an die schwierige, hysterische Alma, die er aber, dem Ruf der Musik folgend, vor der Heirat verläßt – hier begegnen wir schon Victor Marcu, der im nächsten Roman eine entscheidende Rolle spielen wird. Wir sehen Felix, wie er u.a. das faschistische Italien erlebt und im Anfang des Nazi-Berlin verschollen geht. Während wir am Ende erfahren, wie Alma, zur verbitterten Nazisse geworden, vereinsamt und herrisch, zusammen mit Ludwig und Emilie im schleswig-holsteinischen Lensahn wohnen wird, wohin die beiden am Kriegsende geflüchtet, Alma hingegen, wie sie in absurder Abgrenzung betont, vertrieben worden war, als Furie der Familie ein grausiges Geheimnis wahrend, während sie zugleich Felix ihr unbedingtes Andenken hütet. Ihr Neffe nun, der Felix so verblüffend ähnlich sieht, wird am Ende sich entschließen: „Ich werde sein Leben erfinden.“

Bis hierher aber haben wir durch die Findungen und Erfindungen ihres, unseres Autors eine Welt wiedergefunden, wie sie so wohl nie war, aber nun anders gar nicht mehr vorgestellt werden kann, hat man einmal diesen Roman gelesen. Das ist die wahre Magie des Erzählers, uns glauben, ja, im Innersten wissen zu machen: So muß es, anders kann es gar nicht gewesen sein!

Doch auch das gehört zur Meisterlichkeit einer solch großen und plastischen Geschichtserzählung und ist allererst ihre Stärke und Legitimation: Sie zeigt nämlich, wir sind meist mehr unsere Geschichten und Träume als unsere Maximen und Gedanken. Also erzählt sie von fehlenden als fehlbaren Menschen, zeigt teilnahmsvoll ihre Kreatürlichkeit, ihr Dunkles wie ihr Streben ans Licht, ebenso wie sie den kargen Reichtum einer spröden Landschaft evoziert, die verlorenging, aber nicht verschwand, die man heute friedlich aufsuchen kann und die in solchen Bildern, wie sie der Roman entwirft, bleiben wird, unvergeßlich. Ganz ohne Aufrechnung oder Rachedelir, mit keinem anderen Anspruch als dem auf die Erinnerungen und die sie bewahrenden Geschichten. Geschichten, in denen die Damaligen wie die Heutigen, die Hiesigen wie die Dortigen sich zu Hause fühlen können, ohne sich im Weg zu stehen, sondern sich begegnen – als Landschaftsliebhaber, Menschenfreunde und Geschichten- wie Geschichtsversöhnte.

Zugleich und obendrein schreibt hier ein Hüter, ein Fürsprech der Sprache, der, wie er die vergangenen Menschen, ihre Geschichte und Landschaft, mit der Sensibilität des Lyrikers ihre Sprache beim Wort nimmt und aufbewahrt, die alten, schönen Wörter wie „Lauser“ oder „Mistkruke“, „verknusen“, „schaffuttern“, „grollen“ oder „greinen“, ebenso wie die aus ihr geronnenen Sprüche: „Wir kommen ja nicht aus der Walachei.“, „Es kommt schlimmer, als es bereits ist.“ Oder „Wenn das kein Fehler ist, heiße ich Josefin Baaker.“

„Ich werde sein Leben erfinden.“ – was der Erzähler 2008 versprach, löst sein Autor 2011 mit *Die Sieben Leben des Felix Kannmacher* ein. Er holt den Verschollenen heim in unsere Welt des Imaginären, in der er, so lange er gelesen werden wird, nicht mehr verlorengeht. Aber Jan Koneffke schreibt nicht nur ihm eine Geschichte, sondern er-schreibt sich damit die Vorgeschichte seiner heutigen Wahlheimat, Rumänien, Bukarest, wo er seit 1998, erst vorübergehend, nun dauerhaft lebt, abwechselnd mit Wien. So, wie er übrigens im vorhergehenden Roman, in dem ja Felix schon kurzzeitig in Bukarest gewesen war, mit Italien unterm Faschismus seinem langjährigen Aufenthaltsort Rom eine Vorgeschichte einschrieb. Derart arbeitet der Roman nicht nur an der Erfindung einer Figur, um sich fortan an sie erinnern zu können, sondern zugleich an der Erinnerung an eine Vergangenheit, in der die Gegenwart sich einfinden kann.

„*Ich erinnere mich, wenn ich schreibe* -“, hat Jan Koneffke einmal bemerkt, „dieser poetologische Satz hatte einen hintergründigen Sinn, der mir erst später aufging: Ich schreibe, um mich zu erinnern. Oder besser: ich schreibe, um eine Erinnerung mitzuteilen, damit ich sie mit anderen teilen kann.“

Insofern ist nur konsequent, daß Felix, dem der vorhergegangene Erzähler so ähnlich sah, hier selbst erzählt, ein ego und alter des ego. Und er hat nicht nur etwas zu erzählen, er kann es auch. Und wie. Diese Geschichte des Felix Kannmacher, dem die Nazis die Finger brechen, weil er in einem „Judenlokal“ als Pianist spielt, den der rumänische Starpianist Victor Marcu nach Bukarest schmuggelt, wo er, von diesem wegen der allzu eng werdenden Beziehung zu dessen Tochter Virginia, der er aber immer wieder begegnen wird, verstoßen, nach einer üblen, demütigenden Zeit von einem jüdischen Casinobesitzer quasi adoptiert wird, als „Jude, der kein Jude ist“, während Judenfeindlichkeit und Faschismus ringsum rapide zunehmen, schließlich auch noch die deutschen Besatzer - und mit ihnen die Verwandtschaft - kommen, der, nachdem deren Ära endlich zu Ende ist, dem NKWD in die Hände, auf die Nase und doch wieder auf die Füße fällt, also die Geschichte eines, der als ein Schelm und Schlemihl durch Massel und Schlamassel geht – eine solche Geschichte, dächte man, die hätte allenfalls Joseph Roth erzählen können. Von einem jüngeren deutschen Autor aber kann man das schlechterdings nicht erwarten. Doch gefehlt. Ein Sogbuch, in seinen Einfällen balkanisch, bei allen üblen Situationen und schlimmen Ereignissen im Tenor heiter, bei allen durchlebten Teufeleien tief human. Von kindlicher Neugier und reifer Weisheit. Mit einem so plastischen Milieu des Bukarest der Zwischenkriegszeit, der Gauner und Gimpel, Schelminnen und Schlawiner, Opportunisten und Opfer, Kapriziösen und Katastrophischen, Freundinnen und Fremdgänger, und, wie es in einem Filmabspann hieße, viele andere mehr. Vor allem aber in einer Sprache, von der man dachte, die könne es gar nicht mehr geben. So melodiös, so stilsicher, so reich an Einfällen wie an fast vergessenen Wörtern, so lustvoll aus einem schier endlosen Reservoir an Figuren und Ereignissen, Dingen und Wendungen geschöpft! Felix ist zunächst, in seiner glücklichsten Zeit, im sagenhaften Seebad Balcic, das mal zu Rumänien, mal zu Bulgarien gehörte, aber anfänglich auch noch in Bukarest, Hauslehrer für Marcus Tochter Virginia, ist deren „Kinderfrau“. Und so übt er aus, was Robert Musil eher abschätzig den „Kinderfrauenberuf des Erzählers“ genannt hat. Die Geschichten, die Felix erzählt, machen nicht nur das Kind königlich glücklich, Virginia, die unglückliche Liebe, sie retten nicht nur ihm das Leben, sondern was er zu erzählen hat, läßt uns eine vergangene Welt so plastisch auferstehen, in einer Vielfalt und einem Facettenreichtum, dirigiert und improvisiert, gebändigt und losgelassen, daß davon die eingangs zitierte Aufzählung nur eine kleine Ahnung zu geben vermag. Felix stellt diese für uns so ferne, ja, exotische Welt der rumänischen Zwischenkriegszeit in ihrer ganzen Fülle dar, ihren Schönheiten und ihrem Elend, ihren Hoffnungen und Bedrängnissen, daß man sie zu sehen, zu hören und zu riechen meint. Aber nicht nur für uns wird das heraufgerufen, sondern ebenso für die heutigen Rumänen, unter denen Jan Koneffke lebt. Denn er erinnert sie an eine geradezu mythische Zeit des Übergangs in die Moderne, in der alles, jedenfalls alles Bessere als dann kam, noch möglich schien. Zugleich ermöglicht er ihnen, wie der weise Gast, der bleiben will, es tun soll, ihre Gegenwart prüfend zu spiegeln, indem er eben nichts sagt und vorsagt, sondern erzählt. So, wie das vielleicht zuletzt in jener Zeit selbst Tudor Arghezi tat, an den Jan Koneffke unlängst erinnert hat, uns dazu verlockend, ihn endlich wieder zu lesen. Ich habe es getan und fand in dessen Roman von 1936, *Friedhof Mariä Verkündigung*, nicht nur die Verhältnisse des heutigen Bukarest, zumindest so wie man sie aus den Zeitungen erfährt, gespiegelt, ganz so, wie Jan Koneffke das versprach, sondern auch neben sehr vielen anderen diesen schön pointierten Satz: „Die eine, die hellsichtige Hälfte unseres Lebens verbringen wir mit den Toten, und die andere Hälfte schlafen wir. Was bleibt für uns übrig?“ Nun, müßte Jan Koneffke wahrscheinlich auf diese Frage antworten, Erinnerungen aus der einen, Träume aus der anderen Hälfte.

Als ‚Realismus der Traumarbeit‘ hat er bezeichnet, was er schreibt, den Freudschen Begriff sozusagen entwendend und wendend. „Der Realist als Traumarbeiter“ hat er geschrieben, „zensiert gewissermaßen die Wirklichkeit, diesen manifesten Traum, und wandelt sie in einen latenten Traum, in eine latente Wirklichkeit, um.“ Ich wandele diesen Begriff noch einmal um in den der Tagtraumarbeit. Tagträumen, das was wir alle spielend können, das vorm inneren Auge Ausmalen, das Vor-uns-hin-sinnieren und –wünschen des ‚Was wäre wenn‘, das was wir aber nie festhalten können, was uns entgleitet, um anderen Träumen Platz zu machen, die sich ebenso wieder auflösen werden. Das zu schreiben wird dem Autor zur auferlegten Arbeit, denn das Schreiben kann vom Traum allein nicht leben, sondern benötigt zu seiner Dauerhaftigkeit zunächst die Mühen der Recherche. Dann folgt die Arbeit des Auf-, Aus-, Um- und Fortschreibens, eine Arbeit, die der Ausdauer bedarf, bis Tag und Traum fusioniert sind, bis der Traum so fix da steht wie der Tag und der Tag so frei wie der Traum erscheint, wenn die Wächter des Bewußtseins abgezogen sind, nämlich seiner eigenen Logik folgend.

„Ich glaubte damals, aufzuwachen, aber Wahrheit ist wohl, daß mein Schlaf sich in einem Traum verlor. […] doch hätte ich zu keiner Zeit sagen können, wovon ich träumte, oder auf welches Ziel ich mich bewegte.“ – hat ein nicht weit von hier geborener, bedeutender Autor im Blick auf seine Jugend geschrieben. In unserem Falle jedoch ist es anders, hier erwacht der Traum, schlägt seine Augen auf und sieht eine andere, verschobene und verdichtete Wirklichkeit.

Was Marcu im Roman von 2008 als die Familiengeschichte von Felix zusammenfaßte, die Spaltung, nämlich „zwei Mahlsteine haben Sie zerrieben, der eine hieß ‚reine Vernunft‘ und der andere ‚Irrsinn‘“, das findet in dieser Traumarbeit seine Mitte, wird in ihr vermittelt, die kantische Gedankenstrenge mit ihrem Gebot zur Menschenhilfe und dem nicht mehr erreichbaren Abdriften in die verwunschene, verwünschte Eigenwelt. Was der Wirklichkeit schmerzlich fehlt, der Phantomschmerz, den das Fehlen auslöst, findet im erarbeiteten, durchgearbeiteten Traum der Literatur seine Linderung. Wie in aller großen Kunst. Als Phantomlinderung.

„[W]enn er am Klavier sitze“, hatte der junge Felix gesagt, „herrsche kein Krieg – und sein Bruder Friedrich sei nicht an der Front und Julius nie in der Wipper versunken und Mutter vertrage sich wieder mit Vater und es regne Kartoffeln und Buttermilch, Eier und Zimtstangen und Pudding von Himmel.“ Wir wollen, wie Emilie im Roman, das gerne glauben, die aufgehobene Vergangenheit wie die schlaraffische Zukunft. Für diese Kunst aber, um so zu sein, gilt eine strenge Auflage, wie Marcu Felix erklärt: „Keine Note kommt ohne Vergangenheit und Zukunft aus!“ So auch in der Literatur, kein Wort ohne ein vorhergehendes und folgendes, erst unter diesem Gesetz, in dieser Fron gewinnt sie die Freiheit, die sie uns zeigen kann.

Noch einmal dazu Felix, der nun schon Ältergewordene, der Geschichtenerzähler:

„Warum erfindet man eine Geschichte?“ verlangte er von mir zu wissen. „Um keine Geisel der Zeit mehr zu sein“, sagte ich […]. „Wer Geschichten erfindet, der kann sie verlangsamen oder beschleunigen, dehnen oder stauchen. Er kann sie umkehren, anhalten, stillstellen, wenn er sich von einer Erinnerung nicht trennen will, einem Gesicht, einem Menschen. Nichts ist unwiderruflich und nichts, was sich in der Vergangenheit abspielte, notwendig.“

Für alle, die sich von anderweitige Vergänglichkeitströstungen und Heilsversprechen keinen Halt bieten lassen können oder wollen, kann die Literatur ein diesseitiges Jenseits sein, bloß vorübergehend zwar, aber immerfort wiederhol- und erneuerbar. Ein Jenseits, von dem aus wir uns und unsere Erinnerungen, die Geschichte wie die Gegenwart in Geschichten auflösen können, in unentwegter, aufmunternder Tagtraumarbeit am Möglichkeitssinn. Welche Geschichte uns dann auch als definitive auferlegt und von der Zukunft konfirmiert sein wird, durch die Literatur bleibt unvergeßlich: Es *soll* und darum *kann* es auch anders und besser sein! Wir könnten für diese Kunst Äußerungen von Hegel oder Adorno anrufen, wir können sie aber auch einfach lesend bei Jan Koneffke erfahren. Denn er zeigt uns die Welt so, wie sie ist, so bedrückend und bedrohlich, so frei und beglückend, wie sie sein könnte. Zugleich so, daß wir ihr keinen Glauben schenken und ihr dennoch vertrauen. Was heißt, auf sie und aufeinander zuzugehen, um uns gemeinsam und sie bessern zu wollen. So soll es sein. Und wenn das nicht stimmt, heiße ich Josefin Baaker.

Ich gratuliere daher Jan Koneffke zum Usedomer Literaturpreis, der ihm für wahrlich ein Werk von „sprachlicher Überzeugungskraft, historischer Tiefgründigkeit und humanistischem Gepräge“ verliehen wird, ich gratuliere der Jury zu ihrer weisen Wahl dieses Autors, dessen Literatur so große, schöne und belastbare Brücken über und für Europa schlägt, und ich beglückwünsche uns, seine bisherigen und zukünftigen Leserinnen und Leser, daß wir die Chance haben, genau diese Bücher lesen können!

***Erhard Schütz,* Literaturwissenschaftler und emeritierter Professor für Neuere deutsche Literatur an der Humboldt-Universität Berlin, ist Mitherausgeber der *Zeitschrift für Germanistik*, Mitglied des PEN-Zentrums Deutschland, hat zahlreiche Bücher veröffentlicht und herausgegeben und schreibt regelmäßig Rezensionen für *Das Magazin,* den *Tagesspiegel* und die Wochenzeitung *Der Freitag*.**